

Nr. 41. Bromberg, den 18. März 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

Der tolle Christian hatte mit seiner Draufgängerei vor Tillys kaltberechnender Kriegskunst nicht standgehalten. Bei Stadtlohn im Münsterschen hatte ihn der kaiserliche Feldherr so überrannt, daß die Scharen des Braunschweigers sich in wilder Flucht über die Grenze in die Niederlande warfen. Das heißt, was von diesen Scharen übriggeblieben war, und das war kaum ein Drittel.

Tillys Horden hausten im Münsterlande wie die Bestien. Was die Leute des tollen Bischofs übriggelassen, das plünderten die Regimenter des Generals.

Sechs Jahre schon währte der große Krieg, und die Menschen schieden sich allgemach in zwei Haufen, Soldaten auf der einen Seite, Bürger und Bauern auf der andern. Die Soldaten schlugen einander, Bürger und Bauern wurden geschlagen. Schlimm für sie, wenn sie sich nicht wehrten, hundertmal schlimmer, wenn sie der Gewalt Gewalt entgegensetzten.

Die Dörfer flammten in Bruch und Heide. Ihre Glocken schrien mit heiserem Jammerlaut um Hilfe. — Es gab keine. Jeder hatte mit der eigenen Not zu tun.

Es lag da ein Weiler im Bruch. Ein Haufen Hütten und Häuser, zwei Dutzend oder mehr. Dabei ein armseliges Kirchlein. — Da hatten sie das tägliche Brot. Es war dunkel und hart, aber die Kinder hatten runde Wangen und die Männer starke Arme.

Ein Haufen Tillyscher Reiter kam um die Mittagszeit, als die Weiber eben den dampfenden Brei auf den Tisch stellten. Sie haben ihn nicht mehr gegessen.

Wie die Horde weiterzog, lag der Qualm als dicke Wolke über der Gegend. Blutrot zuckte es noch darinnen auf. Bisweilen klang das Krachen einstürzender Mauern, bisweilen ein letztes Stöhnen, — dann sank der Abend.

Der Tod, der auf dem Rande des geborstenen Kirchturms hockte und den Raben zusah, denen er den Tisch gedeckt hatte, warf seine Knochenbeine abwärts, sah gleichgültig über das Greuel hin und stelzte davon.

Aber ein Lebensfünkchen war noch unter Schutt und Trümmern.

Auf dem Friedhof, zwischen den Leichensteinen, lag der Pfarrer. Der hatte nicht still geduldet, als sie über ihn herfielen. Wie ein Judas Makkabäus war er unter die Feinde gefahren. Und als sie in dem Kirchlein den dünnen silbernen Kelch vom Altar griffen und in ihren Schnappsack warfen, riß er das eiserne Kruzifix vom Altar, schmetterte es dem Räuber auf den Kopf und verteidigte die winzige Heimstätte seines Herrgotts. Eine Viertelstunde später lag er draußen zwischen den Steinen, das Blut rieselte ihm über das Gesicht, er wußte nichts mehr von sich und der Not seiner Gemeinde.

Erst als der Nachttau sich kalt auf die schmerzende Stirn legte, kam ihm das Erwachen. Kam langsam und zerrissen. Immer wieder jagten sich Traum und Erkenntnis im Kreise. Bis endlich die Erkenntnis Herr blieb und ihm den vergangenen Tag zurückrief.

Da saß er im Sande und starrte vor sich hin. Versuchte aufzustehen, taumelte, kam endlich hoch, war wie zerbrochen an allen Gliedern, hatte Gelenke, die ihm nicht gehorchten, und Muskeln, die alle steif und verschwollen waren, hatte einen wütenden Haß im Herzen und einen wütenden Durst in der Kehle.

Und dies letzte rein animalische Empfinden trieb ihn Schritt für Schritt halb taumelnd, halb kriechend zum Dorfbrunnen, ließ ihn die Kette aufwinden und seinen wunden Schädel hineinsenken in das kalte Naß.

Neben dem Brunnen lag einer, dem schien der Mond gerade in das verzerrte Leichengesicht. Es war der Sohn des Dorfschulzen. Einer, der sich auch gewehrt hatte bis zum äußersten. Aber was ist das Äußerste zwischen menschlicher Faust und scharfen Waffen? Der Kampf ist zu ungleich.

Der Pfarrer schlich zur Kirche zurück.

Zwischen den niedergebrannten Hütten und Ställen hing der Brandgeruch, es schwelte noch in den Balken, und der Dunst von verbranntem Vieh zog widerlich um die Mauern. Leichen lagen auf der Straße. Wenn es Tag war, wollte er sehen, ob er sie bei den Dorfgenossen auf den stillen Friedhof betten könnte.

Das Wasser hatte ihm ein wenig Kraft zurückgegeben. Nun ging er in die Kirche.

Auf der Schwelle lag das eiserne Kreuz, das er gegen den Feind geschwungen. Vor dem Altar lag der Feind selber. Er hatte gut getroffen. Der stand nicht wieder auf. War noch ein junger Kerl, aber das wüste Leben stand noch im Leichenantlitz geschrieben.

Der Pfarrer, der selber aus Bauernblut stammte und ein großer, strammer Mann war, mit eckigem Schädel und scharfen Zügen, sah den Toten lange an. Es reute ihn nicht, daß er ihn niedergeschlagen. Dem war sein Recht geworden. Er hatte bezahlen müssen, und der Pfarrer wünschte nur, es möchte allen Mordbrennern so gehen.

Nun stand der Tote vor einem anderen Richter. In seinen harten Zügen war nichts zu lesen von dem, was hinter allen Dingen ist. Der Pfarrer versuchte umsonst, stumme Zwiesprach mit ihm zu halten. Da bückte er sich nach dem Kruzifix, sah rote Tropfen an seinem Seitenarm, lächelte grimmig und sprach zu sich selber: „Dich nehme ich mit hinaus.“

Flammenschein fiel nieder, Mondsilber rann um die Fensterruten; der Kauz schrie, und der Nachtwind seufzte in den hohen Rüstern, und es war trotz Brand und Tod ein seltsamer Frieden in der Nacht. Ein brennendes Scheit stürzte von droben. Die Schindeln waren längst links und rechts in den Gottesgarten niedergeprasselt, nur ein Teil des qualmenden und flackernden Balkenwerks stand noch gegen den klaren Augustnachthimmel.

Der Pfarrer hielt es für an der Zeit, das Gotteshaus zu verlassen. Er faßte das Kruzifix fester, trat auf die Straße, suchte noch einmal den Brunnen, wusch die Wunde, die von der Stirn tief in das Haar hineinlief, warf den groben Rock ab und übergoß den zerschlagenen Körper mit dem frischen Naß. Blau und grün waren die Glieder gezeichnet von der Schulter bis zur Ferse, blutunterlaufen waren Rücken und Rippen, aber seine eisernen Knochen hatten keinen Bruch davongetragen.

Danach suchte er sich ein wenig abseits im Felde eine Roggenmiete, kroch zwischen die Garben und erwartete im fiebrigen Halbschlaf den Tag.

Kaum ein Dutzend Menschen kam mit Tagesbeginn aus dem Walde geschlichen, verängstigt, verquält, verjammert. Als er unter sie trat und ihnen Mut zusprechen wollte, fand er taube Ohren. Es war zuviel! —

Dreimal waren die Soldaten gekommen in den letzten Jahren. Das erstemal hatten sie gestohlen, was zu stehlen war, das nannten sie furagieren. Das zweitemal hatten sie geplündert und ein bißchen gesengt, ihren Spaß mit den Weibern getrieben, die Männer geprügelt, die Kinder mißhandelt. Diesmal war Raub, Brand und Mord mit ihnen gewesen, und die Not schrie zum Himmel.

Es lohnte nicht, die jämmerlichen Hütten wieder aufzurichten, der Weiler lag zu nah der Straße. Man sah seine Dächer vom Damm, hörte die Hunde bellen, die Hähne krähen, und die Kirchenglocke blecherte hinüber. Sie würden immer wiederkommen, solange noch ein Lebensflämmchen aufglomm, sie würden den letzten Funken in die Asche treten, bis er für immer erloschen war.

Nein, es war besser, fortzuziehen, hierhin und dorthin, in die Städte, hinter die festen Mauern, in die tiefsten Wälder, in die Steinbrüche.

Und als es wieder Abend wurde, stand der Pfarrer zum zweitenmal allein. Ein großes, frisches Grab blieb als letztes Zeichen menschlichen Wirkens zurück. Der Hügel sank ein, wenn das Herbstwetter niederging, und Gras und Unkraut würden auf ihm wachsen. Niemand kehrte zurück, ihn zu betreuen.

Das Dorf war tot.

„Schwächlinge", sagte der dunkle Mann, als der letzte seiner bisherigen Weggefährten im Walde verschwand. „Was beißt ihr nicht die Zähne zusammen? Was reißt ihr nicht alle starken Herzen und Arme an euch und schafft euch ein neues Heim? Und schafft euch Waffen und führt mit der einen Hand den Pflug und mit der andern das Schwert? Hab ich es euch nicht drei Jahre gepredigt, immer und immer wieder: Gott ist die Kraft! — Kein Sieg ohne Kampf, kein Wachsen ohne Stemmen und Ringen! — Fahrt hin, ihr verdient eure Not. Und wenn sie nur einen unter euch zum Manne schmiedet, soll sie gesegnet sein."

Dann suchte er in seiner verwüsteten Hütte, was sich noch des Mitnehmens lohnte. Aber außer ein paar Lappen und Lumpen, seine immer wieder blutende Wunde zu verbinden, war nichts mehr da.

So klaubte er sich einige Handvoll Körner aus den Ähren des Feldes, schöpfte zum letztenmal am Brunnen, trank aus der hohlen Hand, tat das Kruzifix in einen Sack, schwang den über die Schulter, schnitt am Waldrand einen derben Dornstock und ging in die Nacht hinein.

Gegen Morgen sah er, auf verborgenen Steigen wandernd, im Wald ein Feuer glosten und schlich heran. Ein Hund schlug an, grobe Stimmen schrien, doch er hatte schon erkannt, daß er nicht auf Soldateska gestoßen war, und trat furchtlos in den Lichtkreis.

Er fand reisende Kaufleute, die von Dülmen kamen, nach Osnabrück wollten und zwischen die kämpfenden Heere geraten waren. Sie zogen im Schutz bewaffneter Söldner durch das Land, und als sie sein Schicksal vernommen, und daß er auf viele Meilen hin jeden Schleichweg kannte in Wald und Moor und Heide, forderten sie ihn zum Bleiben auf.

Aber am nächsten Tag auf der Straße machte sich ein Knecht an ihn heran und fragte: „Pfaff, du bist ja nicht geschoren. Nimm dich in acht. Die Herren trauen dir drum nicht. Die sind alle rechtgläubig. Wie kommst du in diese Gegend?"

„Es sind hier seit alters versprengte evangelische Gemeinden gewesen. Wir dicht an der Grenze haben niederländisches Blut zwischen uns und haben uns bisher behauptet, allen Anfechtungen zum Trotz."

„So ist das. Ja, mir kann es gleich sein. Ich bin hinter der Hecke geboren und weiß nicht, mit was für Wasser sie mich getauft haben. Meine, es wird wohl eher der Schnaps gewesen sein. Aber du solltest machen, daß du aus dieser Gegend fortkommst, denn sie sind jetzt scharf hinter den Pfaffen, die dem Luther anhangen."

Der Pfarrer lachte hart auf. „Es ist jedes Hand gegen jedermann, und wer nicht schlägt, der wird geschlagen."

Ehe sie aber acht Tage später nach Osnabrück einkamen, nahm er vor der Stadt stummen Abschied und wanderte nordwärts und verdingte sich hier und da als Söldner von allerlei reisenden Leuten, Boten, Gesandten oder Warenzügen und war so, als der Winter einsetzte, hinaufgekommen bis Bremen. Da fand er Beschäftigung als Schreiber am Tor, saß die Wintermonate fest, schlug sich kärglich durch und gedachte, im Frühling in die Niederlande zu ziehen. Die Hochburg protestantischen Wesens lockte ihn.

Denn wenn es auch in Bremen fast nur lutherische Prediger gab, — er konnte das Stadtleben nicht ertragen. Sein Bauernblut brauchte weite, blaue Luft, Wolken und Wind, Acker und Saat und starke Arbeit für seine starke Faust.

Er nahm also, als die ersten Schwalben um die Kirchtürme flitzten, den Dornstock aus dem Winkel, warf den Sack mit dem Kruzifix über den Rücken, ging erst über den Strom nach Westen und dann nordwärts stromauf. Denn er wollte das große Wasser sehen, von dem sie alle in der Stadt gesprochen. Das große, gewaltige Wasser, das unablässig anrannte, um das Land zu verschlingen. Und die festen Deiche wollte er sehen, von der kleinen, schwachen Menschenhand dem wilden Element entgegengestemmt.

Dahin ging seine Fahrt.

*

Es schob sich da eine lange Sandzunge mit den Resten alter Dünen weit in die Marsch hinein, und wo die mittelste Düne sich wie der Rücken eines ungeheuren Walfisches aus dem flachen Lande emporbäumte, lag auf ihrer Höhe Eno Thedingas Hof. Am Tor war das Wappen des freien friesischen Bauerngeschlechtes eingehauen, es hatte auch über der Haustür seinen Platz und war in den schweren Mittelbalken der großen Diele eingeschnitten. Ein schlichter Schild über dem ein Adler thronte, in der Mitte geteilt und rechts drei Sterne, links drei Rosen zeigend. Es ging die Sage in dem Geschlecht um, das Wappen führe jeder Thedinga, seit vor mehreren hundert Jahren die stolzen Friesen einem Staufenkaiser auf einer italienischen Heerfahrt Beistand geleistet hätten. Solchen Beistand, daß der hohe Herr sie samt und sonders in den Ritterstand erheben wollte. Sie dankten aber geziemend für die Ehre, denn sie fühlten sich in ihrem alten ererbten Besitz und ihrer Freiheit jedem Ritter ebenbürtig, und der Kaiser, um die Tapferkeit und Treue jener hundert Mann doch geziemend zu lohnen, gestattete ihnen, fortan den kaiserlichen Adler im Wappen zu führen.

Es waren nur noch wenige Geschlechter, die den stolzen Vogel zeigen konnten. Friesische Lande gaben hartes Leben und unaufhörlichen Kampf. Wenn die Winterstürme hereinbrachen, pochten die Fluten an den Deich und schrien nach Menschenwerk und Menschenblut, und wenn der Sommer kam, sog die Sonne aus dem schweren, feuchten Boden giftige Fieberdünste. In der Dämmerung ging die Seuche in grauen Schleiern von Hof zu Hof, klopfte leise an die Laden und nickte hinein in Stuben und Dielen. Dann sanken starke Hände müde nieder, und braune Gesichter wurden fahl.

Viele verfallene Hügel waren da im Lande, fast schon dem Boden gleich, grasüberwachsen, nur hier und da zwischen den Rasenplacken noch Überreste alter Mauern zeigend. Das waren die untergegangenen Wurten, die einmal stolze, schwere Bauernhäuser trugen, bis eine der großen „Mannstränken" über das Land kam, bis in wilder Sturmnacht der Deich brach, der blanke Hans Heerzug hielt über das trotzige Land, das sich seiner Herrschaft mit Dämmen und Deichen zu wehren suchte, — bis die fressenden Wogen und die Sturmböcke der klirrenden Eisschollen Mauern und Hügel berannten und unterwuschen, — bis die Eckpfeiler brachen, die Decken stürzten, das Dach zerriß, Vieh und Mensch versanken in eisiger Tiefe.

Zu Hunderten kamen sie um in solcher Nacht, zu Tausenden.

Dann lag das verwüstete Land mit den zerrissenen Deichen den Fluten offen. Die Wiesen versandeten, verschlammten, die Siele wurden ausgespült oder zugeworfen, wie es den spielenden Wogen gerade gefiel; wo blühende Ortschaften gelegen, schossen blitzende Fische über den Grund.

Aber die Friesen kamen wieder und immer wieder. Und wenn Tausende gestorben waren, die Hunderte, die zurückblieben, schlossen die Deiche, richteten neue Wurten auf, bauten neue Schleusen. Kämpfer waren sie, und wer nicht mit ihnen kämpfen wollte gegen den großen Feind da draußen, der Tag und Nacht auf der Lauer lag, der mußte weichen. Schwächlinge durften in diesem Lande nicht wohnen.

Eno Thedinga war kein Schwächling, aber die Hand des Herrn hatte schwer auf ihm gelegen seit seiner Geburt.

Es war zu Allerheiligen gewesen im Jahre 1570, da brach die See in dunkler Nacht über alle Deiche. Der Sturm war über ihr und hetzte sie und brüllte seinen Haßgesang gegen alles, was Leben heißt und Frieden und stilles Gedeihen.

Da wurde von Holland bis Jütland alles Küstenland zu einer einzigen Wasserwüste. Kein Damm hielt stand, keine Wurt ragte aus den tosenden Wassern, Schiffe wurden hineingeschleudert in das Land und lagen geborsten in Heide und Sumpf, Häuser wurden unterwaschen, fortgeschwemmt, in Fetzen gerissen, kein Baum blieb stehen, keine Mauer bot Schutz.

Und als die Wogen die hohe Düne umgierten, auf der das massige Heim der Thedingas stand, flüchteten die Menschen vor dem steigenden Wasser hinauf auf das Dach. Der Hausherr, die Frau, die Knechte und Mägde. Die Frau aber sah ihrer schweren Stunde entgegen.

Am andern Tage fanden Moorbewohner, arme Torfstecher, dort, wo die Wogen in der Nacht zum Stehen gekommen waren, die Reste eines Daches und in den Trümmern eine Frau als einzige Übriggebliebene. Sie lag ohne Bewußtsein, und die sie fanden, glaubten zuerst, es sei eine Tote.

Sie brachten sie aber in ihre verqualmte Torfhütte, trockneten und rieben sie und erweckten sie wieder zum Leben. Und wenige Stunden später gab sie einem Sohn das Leben.

Um des Sohnes willen wollte sie es auch behalten.

Als sie nach ein paar Wochen wieder wandern konnte, ging sie den Weg zurück, den die See sie getragen.

Die Mauern des Hauses standen noch, und die schweren Deckbalken lagen über der großen Diele. Aber die Möbel und Betten und Hausgerät waren fortgespült, das Vieh ertrunken, der Soot voll Schlamm. Und zu dem allen kein Mensch, der ihr half.

Doch sie war eine echte Friesin, hart, stark, zäh. Und wie sie das Wappen über dem leergähnenden Tor sah, sprach sie zu sich selber: „Das Wappen ist geblieben, so soll auch das Geschlecht bleiben."

Bei Onno Rickmers, dem Deichgräfen, fand sie Unterkunft und schloß einen Pakt mit ihm, daß sie wie ein Mann mitwerken wollte am Deich den ganzen Sommer über. Dafür sollte man im folgenden Jahr ihr helfen, das Haus neu aufzurichten.

Sie hatte auch in Bremen bei reichen Stadtfreunden Gold in sicheren Schränken liegen, das half Vieh schaffen und Hausgerät kaufen, und als zwei Jahre in das Land gegangen waren, war der Deich wieder geschlossen, und unter dem Wappen der Thedingas gingen die Hausbewohner wieder aus und ein.

Eno Thedinga aber ward von seiner Mutter nicht großgezogen mit Liedern, Märchen und Sprüchen, sondern mit Berichten von stürzender Flut und heulendem Wind.

Er lernte die Elemente bald selber kennen.

In jedem Winter pochte es an den Deich und rief zum Kampf, und bis er ein Mann von fünfzig geworden, brach es dreimal hindurch und tobte im Lande. Und dann kam wieder eine Flut, die überraschte ihn und die Seinen, — Weib, Sohn und Tochter, — bei der Hochzeit des Sohnes, löschte die Kerzen im Hochzeitshaus, brachte Grauen und Tod in das jubelnde Leben. Sie hatten im Lärm des Festes, beim Pfeifen des Dudelsacks und dem Stampfen tanzender Füße die Warnungsschüsse überhört und erkannten die Wirklichkeit erst, als gischender Schaum gegen die Fenster sprühte. Der Sohn nahm sein junges Weib, warf sich mit ihm auf seinen starken Wallach und wollte über den hochliegenden Straßendamm die Thedingswurt erreichen. Er war trunken von Wein, Kraft, Jugend und Glück und hörte auf keine Warnung.

Die Thedingwurt haben sie nicht erreicht. Die Straße war, als die Wasser sich verlaufen, zerrissen. Die Leichen fand man nie.

Wer zur Ebbezeit über das einsame Watt wandert, sieht bisweilen im Schlamm gebleichte Knochen, grinsende Schädel. Es sind die Toten, die kein Grab fanden bei ihrem Geschlecht.

Die andern, die auf der Hochzeit waren, flüchteten in die Oberstuben und auf den Boden und kamen mit dem Leben davon. Aber Eno Thedingas Weib kränkelte seit jener Nacht, und nach zwei Monaten starb es.

Seitdem war die Krankheit über ihn gekommen, die wunderliche Krankheit, die auf den Inseln draußen umging.

Er kümmerte sich nicht mehr um Haus und Hof, saß und spintisierte, las ganze Tage und Nächte in der Bibel, ging hinaus auf den Deich und redete mit seinem Herrgott in langen, erregten Gebeten. Er suchte den Grund alles Geschehens, und er fand endlich Sünde der Menschheit und Zorn des Ewigen.

Und als er so weit war, wurde sein Haupt grau vor der Zeit, die Schultern sanken nach vorn, die Augen sahen nicht mehr, was ihnen not war zu sehen, die starken Hände verlernten das Schaffen. — Er stand unter der Gewalt dunkler Mächte.

Sein Kind, ein stolzes, blondes Mädchen, das einmal gelacht hatte wie die Tauben, bekam ein stilles Gesicht und einen herben Mund. Und vergaß Spiel und Tanz und die Freuden der Jugend, werkte und schaffte wie ein Mann, trieb die Mädchen zum Spinnrocken und die Knechte auf das Feld, und mußte doch sehen, wie die Wirtschaft den Krebsgang ging, weil die Augen des Herrn fehlten.

Sechzehn Jahre war Almut Thedinga, als der blanke Hans ungeladen zur Hochzeit des Bruders kam. Jetzt zählte sie zwanzig, und die besten Jahre ihrer Mädchenjugend waren Arbeit gewesen und zehrende Sorge.

Es war nicht der Hof allein, es war Größeres, viel Größeres, was auf dem Spiel stand. So viele Höfe in der Gemeinde, so viele Wächter und Erhalter am Deich. Denn es war ein altes Gesetz in friesischen Landen:

„Kein Land ohne Deich! Kein Deich ohne Land!"

Wer Land besitzt, das geschirmt wird vom Deich, der soll auch den Deich schirmen für das Land. Und wer seiner Deichpflicht nicht nachkommt, dem droht schwere Strafe von den eigenen Volksgenossen.

Eno Thedinga schirmte und werkte nicht mehr am Deich. Und sandte Almut heimlich, vom Deichgräfen gemahnt, die Knechte zu solchem Werk, so rief er sie zurück. Denn „vermessen ist die menschliche Hand, die es wagt, einzugreifen in den gewaltigen Willen Gottes. Es ist dem Herrn Himmels und der Erde ein leichtes, die Wasserfluten zu lenken nach seinem Willen. Und wenn sein Zorn sie hinrennen läßt über Dämme und Deiche, so haben wir uns zu beugen unter seinem Zorn und die Hand zu küssen, die uns demütigt."

Sie hatten den Pfarrer geholt, drei Stunden Wegs, denn die eigene Kirche stand verlassen seit der letzten Flut, und er hatte mit allem Rüstzeug geistlichen Wissens den Glauben des alten Friesen berannt.

Eno Thedinga hatte ihn angehört, still und ohne Unterbrechung, wie es einem Bauern gebührt so gelehrtem Herrn gegenüber. Doch als der Prediger all sein Wissen erschöpft, hatte er die düsteren Augen gehoben und langsam gesagt: „Der Pastor hat seinen Herrgott gefunden in den Häusern und Seelen der Städte, wo sie darauf lernen und studieren. Mir aber hat er gesprochen im Sturm und ist mir nahe gewesen in der tobenden Flut. Ich kann nicht mehr auf Menschenstimmen hören."

Das war im letzten Herbst gewesen, und dann kam der Winter mit Stürmen und der Frühling mit Eisgang, und als Ende März der Deichgräfe mit den Deichgeschworenen die Deichschau hielt, standen sie mit finsteren Gesichtern auf der Deichkappe an Eno Thedingas Land.

Es waren Senkungen in der Kuppe, es waren ausgewaschene Höhlungen in der Böschung. Mauselöcher liefen in den Boden und untergruben seine Festigkeit, — wäre der Winter nicht milder gewesen als seine Vorgänger hier hätte der blanke Hans Einlaß gefunden in das Land.

Onno Rickmers, der Deichgräfe, hatte im gleichen Korb gelegen mit Eno Thedinga zu jener Zeit, wo dessen Mutter Zuflucht gesucht im Hause seines Vaters. Sie waren wie Brüder geblieben viele Jahre, bis die Liebe zu dem gleichen Mädchen sie einander entfremdete. Eno Thedinga hatte die Braut heimgeführt. — Nun schlief sie schon seit vier Jahren bei der Kirche, und Onno Rickmers dachte nicht mehr an vergangene Jugendwünsche. Er hatte es gut geheißen, als sein Addo um die schlanke Almut zu gehen begann.

Er wußte auch, daß der Sohn manches Mal mit den eigenen Leuten am Thedingasdeich gewerkt hatte, bis der Bauer sie mit zornigen Worten verjagte. Und um des Sohnes willen wurde ihm sein Amt hart.

Was konnte es helfen. — Es ging um die Gemeinde. Es ging um das Leben von Hunderten, vielleicht von Tausenden, und ein Friese ging gerade durch.

Da wanderte am anderen Tag der Bote von Hof zu Hof und rief die Besitzer zum Deichgericht. Er rief auch Eno Thedinga, und der starrköpfige Bauer kannte den Ruf.

(Fortsetzung folgt.)

Die alten Siedelungen im Culmer Lande.

Wie vorhistorische Funde besonders auf erhöhten Geländestellen beweisen, war unsere Niederung bereits lange Jahrhunderte vor Besiedlung durch den deutschen Ritterorden bewohnt. Man findet besonders sogenannte „Brandgräber", aber auch zahlreiche Urnenfunde wurden bei Erdarbeiten gemacht. Wahrscheinlich waren es germanische

Stämme, Goten, die aus Schweden gekommen waren, später auch wohl Slawen, die aus dem Osten den wegziehenden Germanen nachfolgten und in ihre Wohnsitze einrückten. Nach Christianisierung durch den deutschen Ritterorden fand eine Neubesiedlung durch Einwanderung aus Deutschland statt. Bis dahin waren in der Hauptsache nur die höhergelegenen Stellen bewohnt gewesen. Durch Entwässerung der Niederung, durch Herstellung von Gräben und Anlage primitiver Dämme, unter Ausnützung der Bodenerhebungen konnte viel Land für neue Siedler geschaffen werden. Es kamen andere Zeiten. Krieg verwüstete das Land, und in den langen Kämpfen zwischen Ritterorden und Polen wurden die Bewohner durch das Schwert und Seuchen hingerafft. In dem entvölkerten Lande war viel Raum für **neue Siedler**. Diese wurden von dem damaligen Gebieter des Landes besonders aus **Holland** herbeigerufen. Diese neuen Siedler kamen aus Gegenden, die auch landschaftlich und wirtschaftlich der hiesigen ähnlich waren. Der neuen Heimat gereichte das zum Vorteil, denn sie brachten die Kenntnis einer geordneten Wasserwirtschaft mit. Die Entwässerung der Landschaft konnte noch intensiver betrieben, und die Deichschutzanlagen konnten verbessert werden. Betont muß werden, daß derartige Einrichtungen ohne jede Staatshilfe, nur durch eigene Kraft und Arbeit, sowie Zusammenschluß der Volksgenossenschaften ausgeführt wurden. Die Beziehungen zu der alten Heimat scheinen noch lange Zeit bestanden zu haben; denn man findet noch heute besonders Bücher religiösen Inhaltes in holländischer Sprache, auch der typische Stil der Gebäude und Wohnungseinrichtungen weist noch heute vielfach auf die niederdeutsche Herkunft hin. Da trotz der Dämme die Niederung viel durch Überschwemmung zu leiden hatte, mußte die Anlage der Wohnstätten den Verhältnissen angepaßt werden. Man baute diese möglichst auf vorhandene natürliche Bodenerhebungen, und wo solche nicht vorhanden waren, wurden sie vielfach durch Anhäufung großer Erdmassen künstlich geschaffen. Trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen konnte aber nicht verhindert werden, daß bei hohen Wasserständen Haus und Hof überflutet wurden. Die Bauten mußten daher so ausgeführt werden, daß die Wände möglichst sowohl der Gewalt der Fluten als auch dem Druck des Eises Widerstand bieten konnten. Es mußte auch Material verwendet werden, das nach dem Verlaufen des Hochwassers leicht austrocknete, so daß die überschwemmt gewesenen Häuser bald wieder bewohnbar wurden. Man baute daher aus Holz, das in der Nähe beschafft werden konnte oder das auf der Weichsel aus Polen heruntergeflößt wurde, feste Gefüge, die vielleicht vom Hochwasser gehoben und weggetragen wurden, aber nicht auseinander brachen. Haus, Stall und Scheune mit einem leichten, warmen, allerdings recht feuergefährlichen Strohdach, machten das Anwesen gemütlich und wirtschaftlich recht praktisch. Die Wohnungseinrichtung war einfach dem Zweck entsprechend, ließ aber vielfach einen recht guten Geschmack für Kunstsinn erkennen. Noch heute findet man in alten Niederungshäusern wundervolle Tischlerarbeiten. Besonders Schränke mit Intarsien erfreuen das Auge des Kenners. Leider kann die neue Zeit vielfach das Alte nicht verstehen und begreifen. Es ist verständlich, wenn ein Abgebrannter an Stelle des durch Brand in Asche gelegten Gebäudes, das vielleicht mehr als hundert Jahre an sich vorüber ziehen sah, ein neues aus Material baute, das dem Feuer mehr Widerstand bot und auch den Bau verbilligte; verstehen kann man es oft aber nicht, wenn in ein im reinsten niederdeutschen Stil erbautes Gebäude eine Wohnungseinrichtung aus dem modernen Möbelmagazin gestellt wird, oder wenn man eine altertümliche Einrichtung für billiges Geld an einen Händler abgibt, um dafür eine moderne Garnitur anzuschaffen. Manches wertvolle Einrichtungsstück und Gerät, das bereits Jahrhunderte alt ist, und das die Kunst ehemaliger Zeit veranschaulichte, ist auch durch die nach der politischen Umgestaltung einsetzende Auswanderung verlorengegangen. Kommen an Stelle der früheren Bewohner noch Zuzügler aus anderen Landesteilen mit anderen Sitten und Gebräuchen, so wird bald viel von dem Charakteristischen an Bauwerk und Einrichtungsgegenständen verloren gehen und der alles nivellierenden Zeit zum Opfer fallen.

Bunte Chronik



* **„Ich werde nie deutsch sprechen!"** Die Harvard-Universität in Boston hat, wie aus Neuyork gemeldet wird, kürzlich einen Studenten aus den Listen der Hörer gestrichen, weil er sich weigerte, Deutsch zu lernen. Es handelt sich um den jungen Grafen Henri de Castellane, der auf Grund dieses Beschlusses jetzt die Vereinigten Staaten verlassen hat, und nach Paris abgereist ist. Der junge Graf, der Sohn des Grafen Stanislas de Castellane und einer Amerikanerin, studierte seit drei Jahren an der Harvard-Universität. Nach der Universitätsordnung ist jeder Studierende der Hochschule verpflichtet, sich behufs der Erlangung eines akademischen Grades darüber auszuweisen, daß er fließend deutsch und französisch lesen kann. Der junge Graf wollte jedoch eine Extrawurst haben und berief sich darauf, daß ihm sein patriotisches Gefühl das Erlernen der Sprache des französischen Erbfeindes verbiete. Obwohl eine kleine Zahl von Professoren seine Partei ergriff, erhielt er von der Universitätsbehörde das „Consilium abeundi". Als man nach einigen Tagen den Grafen fragte, ob er wenigstens ein paar Worte deutsch könnte, antwortete er in deutscher Sprache: „Ich werde nie deutsch sprechen!" Nach dieser Antwort erhielt er die Aufforderung, die Universität zu verlassen.

*

* **Steuertarif und Friseurgebühren.** In einer **Karnevalszeitung** von Weißkirchen in Jugoslawien konnte man eine Bekanntmachung der Friseure lesen, die weit über den örtlichen Bezirk hinaus verständnisvolles Interesse finden dürfte: „Öffentliche Bekanntmachung! Leider sind wir genötigt, für das Rasieren ab heute 5 Dinar zu beanspruchen, da alle Leute seit dem neuen **Steuertarif so lange Gesichter** machen, daß wir gegen früher die doppelte Fläche bearbeiten müssen."

*

* **Wieviel Fremde besuchen Italien?** Die Fremdenbesuchsziffer für Italien schwankt schon seit Jahren zwischen 600 000 und 700 000. Letztere Ziffer wurde im vorigen Jahre erreicht. Der Betrag, der dem Lande aus diesem Fremdenbesuch zufließt, geht in die Milliarden. Man schätzt ihn auf jährlich drei bis vier Milliarden Lire. Auf jeden Italiener entfällt also durchschnittlich ein Einkommensbetrag von 100 Lire jährlich nur aus dem Fremdenverkehr.

*

* **Die ersten Hotels.** Die Hotels sind sehr viel jüngeren Datums, als man gemeinhin glaubt. Zwar gab es schon im Mittelalter Gasthäuser, aber diese waren sehr selten, und sie waren auf keinen Logierbesuch eingerichtet. Wer an einem fremden Ort übernachten wollte, mußte die private Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Das war auch zu Beginn der Neuzeit noch so. Nur für Wanderburschen und Fahrende waren seit dem 15. Jahrhundert die sogenannten Herbergen da; wer einigermaßen menschenwürdig logieren wollte, mußte sich Privatquartier verschaffen. Oder wenn der Gast ein vornehmer Mann war, dann wurde er am Torweg von einem Stadtbediensteten empfangen und nach dem Rathaus geleitet, wo er die Gastfreundschaft des Magistrats genoß und auf dem Rathaus nächtigte, das für solche Zwecke Zimmer enthielt. Das erste Hotel im modernen Sinne entstand erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und zwar in Paris. Berlin hatte im 17. Jahrhundert drei Gasthöfe: das Gasthaus zum goldenen Hirschen, welches das vornehmste war, die „Altruppiner Herberge", die von minder vornehmen Gästen aufgesucht wurde, und die „Weiße Taube", die, was Vornehmheit betrifft, in der Mitte zwischen den beiden genannten stand. Erst als der Postkutschenverkehr allgemeiner wurde, wurden die Hotels zahlreicher.

*

* **Wie sie den Elefanten sehen.** Wie verschieden sich die Dinge, je nach dem Temperament der einzelnen Nationen, im Geist eines Schriftstellers widerspiegeln, zeigt das folgende Geschichtchen, das ein italienisches Blatt erzählt. Ein Franzose, ein Deutscher, ein Engländer und ein Pole befanden sich auf einer Forschungsreise in Afrika, die dem Zweck galt, das Leben der Elefanten zu studieren. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen kehrte der Franzose zurück und veröffentlichte in einer Wochenschrift einen Artikel „Der Elefant und sein Liebesleben." Der Deutsche hielt sich drei Monate in Afrika auf und schrieb nach seiner Rückkehr auf Grund seiner eingehenden Beobachtungen einen gedankentiefen Artikel über das Thema „Der Elefant vom Standpunkt der Physiologie, der Volkswirtschaft, der Politik und der Sozialwissenschaft aus gesehen". Der Engländer gab nach seiner Rückkehr eine mit reichem statistischem Material versehene Broschüre heraus, in der er sich über den Elfenbeinhandel der Welt verbreitete. Der Pole endlich verarbeitete seine Beobachtung in einer Studie, die den Titel „Der Elefant und die polnische Frage" führte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.